

Georg Bossong

ÜBER DIE ZWEIFACHE UNENDLICHKEIT DER SPRACHE

Descartes, Humboldt, Chomsky und das Problem der sprachlichen Kreativität*

Il linguaggio è perpetua creazione.

Croce

[(8) *Zeitschrift für romanische Philologie* 95 (1979), 1-20]

0. Die Grundbefindlichkeit der Sprache gleicht der Grundbefindlichkeit des Menschen. Sie ist, wie dieser, begrenzt und endlich gegenüber dem ausser ihr liegenden Unbegrenzten, Unendlichen. Die Sprachfähigkeit des Menschen ist sein Vermögen, mit Mitteln, die seiner Natur gemäss, also begrenzt und endlich sind, das nicht seiner Natur Gemässe, das Unendliche und Unbegrenzte zu erfassen und zu bewältigen. Die Sprache muss, nach den Worten Humboldts, von endlichen Mitteln unendlichen Gebrauch machen.

In dieser Konstellation kommt eine anthropologische Konstante zum Vorschein: der Mensch ist unter allen Lebewesen das am wenigsten angepasste, dasjenige, welches nicht mit einem präzise funktionierenden Instinktapparat sich in einen einzigen, genau umrissenen Lebensraum einfügt, sondern mit einem Minimum an vorprogrammierten Verhaltensschemata in nahezu schrankenloser Disponibilität sich auch in extremen und extrem verschiedenen Lebensbedingungen zu behaupten vermag. Im gegebenen Fall mag dieses Fehlen einer hinreichenden instinktuellen Ausstattung als Mangel und als Unterlegenheit gegenüber anderen, besser ausgerüsteten Lebewesen erscheinen; das Defizit wird jedoch mehr als ausgeglichen durch die Offenheit seiner Verhaltensstrukturen, die es ihm erlaubt, das passive Ausgeliefertsein an die Welt zu überwinden und ihr in aktivem Zugriff gegenüberzutreten¹. Der in der Sprachverwendung beobachtbare unendliche Gebrauch endlicher Mittel erweist sich in dieser Perspektive als ein privilegierter Sonderfall der allgemeinen Fähigkeit des Menschen, gegenüber einer unendlichen Vielfalt von Bedingungen das jeweils adäquate Verhalten bewusst und aktiv zu entwickeln, eine Fähigkeit, die auf der Offenheit seiner biologischen Programmierung beruht. Die Frage nach der Kreativität des Sprachgebrauchs wird somit zu einem anthropologischen Grundproblem.

Es ist ein bleibendes Verdienst Noam Chomskys, diese Fragestellung in der neueren Linguistik wieder aufgegriffen und ihr den ihr gebührenden zentralen Rang zugewiesen zu haben. Dass Sprache als kreatives System, verstanden als System, das es erlaubt, auf die Unendlichkeit der Welt mit einer ebensolchen Unendlichkeit der Sprache zu antworten, explizit thematisiert worden ist, datiert seit der Etablierung des Chomsky'schen Paradigmas². Doch nicht nur diese systematische Fragestellung ist von Chomsky neu belebt worden,

er hat vielmehr auch der historischen Perspektive des Problems einen Platz in der heutigen Diskussion verschafft, den sie vorher keineswegs hatte. Mit der Veröffentlichung von *Cartesian Linguistics* im Jahre 1966³ leitete Chomsky eine neue Ära in der Geschichte der Beziehung der Sprachwissenschaft zu ihrer eigenen Historie ein. Die seither erfolgte breite Rezeption und die im Lichte des heutigen Reflexionsstandes vollzogene kritische Sichtung von Traditionen, die über viele Generationen hinweg so gut wie abgestorben waren, das unmittelbare Anknüpfen an längst überholt geglaubte Gedankengänge aus Epochen, für welche die Sprachwissenschaft des 19. und teilweise noch des 20. Jahrhunderts nur Geringschätzung übrig hatte⁴, kurz, die Nutzbarmachung eines immensen, zu Unrecht lange für wertlos gehaltenen Ideenkapitals der Vergangenheit; all dies ist auch der stimulierenden Wirkung des genannten Buches von Noam Chomsky zu verdanken. Geschichte der Sprachwissenschaft ist seither nicht mehr ausschliesslich Philologenarbeit, kein Sammeln historischer Fakten um der Fakten willen, sie ist vielmehr zu einem lebendigen Dialog mit der Vergangenheit geworden, zu einer Rückbesinnung auf Gedanken, die, vor Jahrhunderten intuitiv konzipiert, manchmal erst heute ihre volle Tragweite erkennen lassen und die unmittelbar befruchtend auf die zeitgenössische Diskussion einzuwirken vermögen⁵. Der Spiegel der Historie kann, richtig benutzt, gegenwärtiger und künftiger Forschung neue Bahnen weisen.

In diesem Sinne sollen, ausgehend von den Bemerkungen Chomskys zu dem von ihm bei Descartes und Humboldt vorgefundenen Begriff der sprachlichen Kreativität, im folgenden einige Überlegungen über das Wesen dieses Begriffs und seine Bedeutung für das Verständnis der Sprache und des menschlichen Geistes angestellt werden. Es wird zu zeigen sein, dass eine erneute, aufmerksame Lektüre von Descartes und vor allem von Humboldt zu Gedankengängen veranlassen kann, die über den Chomsky'schen Ansatz in entscheidenden Punkten hinausgehen.

1. Chomsky nennt die von ihm nachgezeichnete Strömung innerhalb der Geschichte der Sprachwissenschaft „cartesianische Linguistik“. An dieser Bezeichnung ist vielfach Kritik geübt worden⁶, indessen hat Chomsky selbst allen diesbezüglichen Einwänden von vorneherein die Spitze abgebrochen, indem er feststellt:

„In jedem Fall ist die Eignung des Terminus nur von geringem Interesse. Das eigentlich wichtige Problem besteht darin, die exakte Beschaffenheit dieses ‚Ideenkapitals‘ zu bestimmen, das in der Prämoderne aufgehäuft wurde, seine heutige Bedeutung zu werten und Möglichkeiten zu finden, es zur Untersuchung der Sprache nutzbar zu machen.“⁷.

Es soll daher die im Grunde müssige Polemik um diese Etikettierung hier nicht wieder aufgegriffen werden. Wir wollen uns vielmehr gleich den ersten

Inhaltsfragen zuwenden, nämlich: Was genau sagt Descartes über die menschliche Sprache und welchen Stellenwert hat die Sprachthematik in seinem Werk? Sind seine Überlegungen für eine heutige Reflexion über sprachliche Kreativität in irgendeiner Weise relevant?

Die erste Feststellung, die hier getroffen werden muss, ist diejenige des geringen Raumes, den die Sprachthematik im Werk von Descartes einnimmt. Rein quantitativ betrachtet sind die Äusserungen zu diesem Thema im Rahmen des Gesamtwerks fast eine *quantité négligeable*: abgesehen von einigen Briefstellen⁸ kommt Descartes nur an einem Punkt in seinem *Discours de la méthode* auf die menschliche Rede zu sprechen⁹. Es wäre allerdings verfehlt, wollte man bei einer solchen quantitativen Betrachtung stehenbleiben und etwa feststellen, die Sprachthematik spiele im Denken von Descartes keine nennenswerte Rolle. Hier muss sich vielmehr die qualitative Frage nach Rang und Bedeutung seiner diesbezüglichen Äusserungen anschliessen.

Entscheidend hierfür ist die Stellung der Sprachthematik im Gesamtzusammenhang des *Discours de la méthode*. Sie erscheint darin am Ende des fünften Teiles, das heisst, an dem einzigen Ort, an dem eine spezifisch anthropologische Fragestellung entwickelt wird. Erinnern wir uns: nach den einleitenden drei Teilen, welche den Regeln der „Methode“ und der Schilderung der autobiographischen Elemente gewidmet sind, die Descartes zum Auffinden eben dieser Regeln geführt haben, folgt im zentralen vierten Teil die in dem berühmten *Cogito* gipfelnde Beweisführung bezüglich der Existenz der menschlichen Seele, während die beiden letzten Teile im wesentlichen nochmals von der „Methode“ und von einigen Einzelergebnissen der Naturwissenschaften handeln. So wird im fünften Teil ausführlich die physikalische Beschaffenheit des menschlichen Organismus dargestellt, insbesondere die Gesetzmässigkeiten des Blutkreislaufs, wobei Descartes darauf insistiert, dass all diese körperlichen Funktionen rein mechanistisch erklärbar sein müssen und dass der Mensch im Hinblick auf seine Körperlichkeit ebenso ein Automat ist wie jedes andere Tier. An dieser Stelle seines Gedankenganges nun fragt Descartes nach den Wesensmerkmalen des Menschen, die es erlauben, ihn vom Tier und vom Automaten zu unterscheiden; genau an diesem Punkt erscheint also eine explizite anthropologische Fragestellung. Es gibt, so Descartes, zwei Eigenschaften, die den Menschen gegenüber Tier und Automat auszeichnen, zwei Elemente, die es ermöglichen, ihn zu definieren: die Sprache, und zwar genauer, die Fähigkeit zu kreativem Sprachgebrauch; und die unbegrenzte Offenheit der Vernunft. Beide Faktoren hängen zusammen. Die Besonderheit menschlichen Verhaltens beruht einerseits auf der Disponibilität dessen, was Descartes bald *raison*, bald *esprit* nennt und was er sich nur als eine von jedem materiellen Substrat unabhängige Substanz denken kann. Andererseits wird sie am deutlichsten manifest in der menschlichen Sprachfähigkeit, welche das Vermögen ist, eine unbegrenzte Menge von Situationen sprachlich zu bewältigen. In aller Klarheit hebt Descartes die Kreativität als den entscheidenden Wesenszug der Sprache hervor:

menschliches Sprechen ist eben nicht mechanisches Nachplappern, genauso wenig wie die menschliche Vernunft die Summe mechanischer Reaktionen auf Umweltreize ist; in radikalem Unterschied auch zu den als am meisten intelligent geltenden Tieren wie Papagei oder Affe verfügt auch der am wenigsten entwickelte Mensch, der Wahnsinnige und das kleine Kind, über die entscheidend wichtige Fähigkeit, die Sprache kreativ zu gebrauchen:

*„C'est une chose bien remarquable qu'il n'y a point d'hommes si hébétés et si stupides, sans en excepter même les insensés, qu'ils ne soient capables d'arranger ensemble diverses paroles, et d'en composer un discours par lequel ils fassent entendre leurs pensées ; et qu'au contraire, il n'y a point d'autre animal, tant parfait et tant heureusement né qu'il puisse être, qui fasse le semblable.“*¹⁰

In der Kreativität der Sprache kommt in prominenter Weise die Kreativität des Geistes zum Ausdruck. Sprache wird zum Erkennungszeichen, zum Merkmal für den Geist schlechthin: sie ist die Manifestation der *res cogitans* in der *res extensa*¹¹. Die Sprachthematik wird so zum Kernstück der anthropologischen Argumentationsführung bei Descartes ; und eben hierbei wird nicht ein allgemeiner, sondern ein in spezifischer Weise inhaltlich bestimmter Sprachbegriff zugrunde gelegt: Sprache als die Fähigkeit jedes einzelnen Menschen, eine unbegrenzbare Menge von Äusserungen hervorzubringen, das heisst, Sprache als kreatives Vermögen. Es ist also evident, dass, wenn auch das Thema der Sprache im Gesamtwerk von Descartes nur einen bescheidenen Raum einnimmt, ihm doch in seinem Gedankensystem ein zentraler Rang zukommt, und in diesem Sinne ist Chomskys Inanspruchnahme von Descartes als Kronzeuge für die Entwicklung des Begriffs der sprachlichen Kreativität völlig legitim.

Es gilt allerdings, auf einen nicht unwesentlichen Unterschied in der Gedankenführung der beiden Autoren gebührend hinzuweisen. In einem bestimmten Sinne kann man nämlich sagen, dass die Perspektiven der Fragestellung bei Chomsky genau umgekehrt verlaufen wie bei Descartes, dass ihre das jeweilige Erkenntnisinteresse spiegelnden Thematisierungen in entgegengesetzte Richtungen weisen. Descartes' Thema ist die Wesensbestimmung des Menschen, das Auffinden untrüglicher Kennzeichen dafür, dass es sich um geistbegabte Wesen handelt; als wichtigstes Beweisstück dafür dient ihm die als gegeben angenommene Tatsache, dass der Mensch seine Sprache kreativ verwendet. Die Idee der sprachlichen Kreativität ist bei ihm also Mittel, nicht Ziel des Gedankengangs. Bei Chomsky verhält es sich umgekehrt. Für ihn ist primär die Frage nach dem Wesen der Sprache; die Idee der Kreativität wird daher ausdrücklich thematisiert und in den Mittelpunkt gerückt. Erkenntnisleitendes Interesse ist die Frage, wie die Sprache dem Menschen einen unendlichen Gebrauch von endlichen Mitteln ermöglicht; die hieraus zu ziehenden anthropologischen Schlussfolgerungen sind demgegenüber abgeleitet.

Trotz dieses Unterschiedes der Thematisierungshierarchie bleibt festzuhalten, dass der Gedanke, Sprache sei unendlicher Gebrauch von endlichen Mitteln, sowohl von Descartes als auch von Chomsky als grundlegend für die Erkenntnis vom Wesen der Sprache angesehen wird und dass daher die von Chomsky behauptete Verwandtschaft von Cartesianismus und Generativismus in der Tat besteht¹².

Wir kommen damit zu dem zweiten Punkt unserer historischen Betrachtung, nämlich zu dem anderen Autor, auf den sich Chomsky als einen Vorläufer seiner eigenen Anschauungen beruft und der im Zusammenhang mit dem Problem der sprachlichen Kreativität noch erheblich wichtiger ist als Descartes: zu Wilhelm von Humboldt¹³.

2. In Humboldts Denken nimmt die Reflexion über die sprachliche Kreativität einen zentralen Rang ein. Kein anderer Autor hat wie er mit dieser Schärfe gesehen, dass die Bewältigung eines Unendlichen mit endlichen Mitteln die fundamentale der Sprache gestellte Aufgabe ist und dass diese Aufgabenstellung ihren Charakter wesentlich bestimmt. Das Problem wird nicht nur ausdrücklich thematisiert, sondern darüber hinaus in den Mittelpunkt seiner gesamten Sprachphilosophie gestellt. Die entschiedene Überwindung einer statischen Betrachtungsweise, die Dynamisierung der Vorstellungen von der Sprache findet bei Humboldt ihre klassischen, wieder und wieder zitierten Formulierungen. Chomsky beruft sich also zu Recht auf Humboldt als einen illustren Vorläufer, und die totale Ablehnung seiner Humboldt-Interpretation, wie sie zugespitzt etwa in Coserius bissiger Apostrophierung des Chomsky'schen Humboldt als „Noam von Humboldt“¹⁴ zum Ausdruck kommt, greift letztlich zu kurz und geht an Wesentlichem vorbei.

Hiermit soll keineswegs geleugnet werden, dass Chomsky bei seiner Interpretation durchaus elementare und teilweise schwerwiegende Fehler unterlaufen sind¹⁵ und dass die Subsumierung eines Denkers wie Humboldt unter das Rubrum „Cartesianismus“ zumindest befremdlich ist und bleibt. Davon abgesehen ist es jedoch unleugbar, dass eine profunde Identität der Fragestellung besteht, die es herauszuarbeiten und für eine weiterführende Reflexion nutzbar zu machen gilt.

Wenden wir uns nun den Implikationen der Parallelsetzung von Humboldt'scher „Erzeugung“ und Chomsky'scher „Generativität“ im Einzelnen zu. Als Ausgangspunkt bietet sich die folgende Bemerkung von Chomsky an:

„Ich habe den Eindruck, dass Humboldts ‚Form der Sprache‘ das ist, was man in heutiger Terminologie die ‚generative Grammatik‘ einer Sprache - im weitesten Sinne dieser Bezeichnung – nennen würde“¹⁶.

Man muss es Chomsky zugute halten, dass er hier, wie auch an analogen Stellen¹⁷, nicht apodiktisch ist: die Parallele wird mit aller Vorsicht gezogen.

Immerhin gilt ja ganz allgemein, dass kaum ein Begriff bei Humboldt so problematisch und schwer zu fassen ist wie derjenige der „inneren Sprachform“¹⁸. Er resümiert letztlich die gesamte Humboldt'sche Sprachphilosophie, und wenn man sich hütet, ihm eine allzu präzise umrissene Bedeutung zu geben, mag der zitierte Satz durchaus als Bezugsrahmen für weiterführende Überlegungen dienen¹⁹.

Worin soll nun die genannte Parallele im Einzelnen bestehen? Stellen wir zur Beurteilung dieser Frage zwei zentrale Aussagen einander gegenüber. Zunächst Humboldt:

*„Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloß ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muß derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzu-
bringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft
gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren gegenüber. Sie muß
daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen“²⁰.*

Dem steht die folgende Festlegung der Generativen Grammatik gegenüber:

„A language is based on a system of rules determining the interpretation of its infinitely many sentences“²¹.

Diese Gegenüberstellung enthüllt eine offensichtliche Diskrepanz zwischen den beiden Autoren hinsichtlich der Auffassung, was nun eigentlich das Unendliche sei: während Chomsky präzise von unendlich vielen Sätzen spricht, fehlt bei Humboldt eine solche Festlegung völlig. Wie man weiss, spielt der Satz als Ausgangsgrösse aller syntaktischen Beschreibungen in der Generativen Grammatik die Rolle eines nicht weiter hinterfragbaren Axioms. Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, die Frage nach dem Sinn einer solchen Axiomatisierung zu stellen; es muss jedoch gefragt werden, ob die von Chomsky postulierte Unendlichkeit wirklich satzspezifisch ist, das heisst, ob eine im streng mathematischen Sinne unendliche Zahl von sprachlichen Äusserungen genau ab Satzrang realisierbar ist²².

Vermutlich ist dies nicht der Fall. Zwar lässt sich unleugbar für die in einer Sprache mögliche Satzlänge und, oder Satzkomplexität eine obere Grenze nicht genau angeben; man kann in der Tat nicht sagen, dass es unmöglich wäre, in einen eingebetteten Satz n-ter Stufe einen weiteren der Stufe $n + 1$ einzubetten. Indessen erlegen die natürlichen Schranken des menschlichen Kurzzeitgedächtnisses der Satzproduktion gewisse Höchstgrenzen auf, die zwar nicht präzise fixierbar, dennoch aber höchst real sind. Man muss davon ausgehen, dass von einem bestimmten Punkt, oder besser, einer bestimmten Zone an die

Vorkommenswahrscheinlichkeit für Sätze mit wachsender Länge und/oder Komplexität sich asymptotisch Null nähert. Dass ein Mensch jemals einen Satz mit einem eingebetteten Relativsatz fünfzigsten Grades oder mit tausend koordinierten Nominalphrasen äussern wird, lässt sich zwar theoretisch nicht ausschliessen, es ist jedoch so extrem unwahrscheinlich, dass diese theoretische Möglichkeit für eine Erkenntnis des realen Funktionierens sprachlicher Unendlichkeit irrelevant ist. Sprachliche Unendlichkeit ist nicht die Unendlichkeit von $n + 1$ Elementen innerhalb des Satzes; es gibt Höchstgrenzen, auch wenn sie nicht exakt bestimmbar sind, und das bedeutet, in Verbindung mit der anerkannt begrenzten Zahl der kombinierbaren Elemente, dass die Zahl der Sätze tatsächlich im streng mathematischen Sinne endlich ist. Entgegen der Auffassung orthodoxer Generativisten, wie Manfred Bierwisch²³, muss man also davon ausgehen, dass die reale Unendlichkeit sprachlicher Kombinatorik sich erst im Bereich der sprachlichen Einheiten jenseits des Satzes entfaltet. Unendlich im mathematischen Sinn ist nicht schon die Zahl der möglichen Sätze, sondern erst die Zahl der möglichen Äusserungen, die ihrerseits in der Tat keinerlei biologischen Begrenzungen unterworfen ist²⁴.

Ob man nun aber die Unendlichkeit sprachlicher Hervorbringungen mit Chomsky und seiner Schule bereits auf Satzrang beginnen lässt oder ob man sie, etwa mit Hjelmslev²⁵, erst auf Textrang ansetzt, gleich bleibt in jedem Falle der Grundansatz, der einen unendlichen Gebrauch endlicher Mittel nur aufgrund der Kombinatorik verwirklicht sieht, aufgrund der unbegrenzten Möglichkeiten der ϵ Verknüpfung sprachlicher Zeichen zu immer komplexeren Fügungen, kurz, allein aufgrund eines syntaktischen Kriteriums. Die Frage nach der kreativen Leistung der Sprache wird allein mit dem Hinweis auf die Produktivität syntagmatischer Prozesse beantwortet.

Offenbar interpretiert Chomsky Humboldt in genau diesem Sinne, wenn er die Generativität seiner Erzeugungsregeln mit dem energetischen Sprachbegriff Humboldts in Verbindung bringt: Sprache ist \dots , weil sie kein fertiges Korpus auswendig zu lernender Sätze, kein \dots darstellt, sondern einen Regelmechanismus, der einen unbegrenzten Ausstoss immer neuer Kombinationen ermöglicht. Genau diese eindimensionale Sicht der sprachlichen Kreativität nun wird, so erweist sich bei näherer Untersuchung der Texte, dem Humboldt'schen Ansatz in keiner Weise gerecht. Die Neulektüre Humboldts führt an diesem Punkt zur Erkenntnis fundamentaler Einseitigkeiten und Verkürzungen in der Kreativitätsauffassung der Generativen Grammatik.

Wenn man wirklich den Begriff der „Sprachform“ mit demjenigen einer „generativen Grammatik“ im weitesten Sinn in Verbindung bringen will, so kann man nicht umhin, dabei auch Stellen wie die folgende zu berücksichtigen:

„Es ergibt sich ..., daß unter Form der Sprache hier durchaus nicht nur die sogenannte grammatische Form verstanden wird“.

Nach dieser eindeutigen Aussage, die eine vorweggenommene Stellungnahme gegen alle eindimensionalen Interpretationen des Begriffs der Sprachform ist und die man geradezu als eine Verwahrung gegen die Chomsky'sche Reduktion des Kreativitätsbegriffes auf die syntaktische Kombinatorik lesen kann, fährt Humboldt fort:

„Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hin aus... Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar und muß in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll“²⁶.

Trotz ihrer offensichtlich fundamentalen Bedeutung wird diese Stelle von Chomsky nicht berücksichtigt²⁷.

Was besagt nun der zitierte Passus über die inhaltliche Füllung des Begriffes der Sprachform? Zunächst einmal ist es offensichtlich, dass für Humboldt die Ebene der syntaktischen Hervorbringungen, der gewissen Regeln folgenden Kombinatorik von Elementen durchaus eine der Dimensionen der – generativ verstandenen – Sprachform ist, dass also Chomsky seinen Apparat syntaktischer Erzeugungsregeln zu Recht mit Humboldts „Regeln der Redefügung“ parallelisieren kann (das Problem der Ebene der „Wortbildung“ soll hier momentan ausser acht bleiben²⁸). Ebenso deutlich ist es aber auch, dass daneben von Humboldt eine weitere Ebene angesetzt wird, auf deren fundamentaler Bedeutung für die Konstitution der Sprachform und auf deren kreativem Charakter er besonders insistiert: die Ebene der „Bildung der Grundwörter“. Was ist mit dieser nicht sehr deutlichen Ausdrucksweise gemeint? Einen genaueren Hinweis auf die Natur dieses Dualismus liefert etwa die folgende Stelle:

„Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache... an das Licht: die Lautform und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch“²⁹.

Worauf es im vorliegenden Zusammenhang ankommt, ist nicht die von Humboldt als solche gekennzeichnete Zweiheit von Lautform und Gebrauch, vielmehr die doppelte Funktion des Gebrauchs, die Dualität innerhalb des Bereiches der Kreativität selbst: der – unendliche – Gebrauch der sprachlichen Mittel dient zur „Bezeichnung der Gegenstände“ und zur „Verknüpfung der Gedanken“. Beides gehört in den Bereich der Erzeugung; im Hinblick auf die referentielle Funktion wird von der Sprache ebenso ein unendlicher Gebrauch gemacht wie im Hinblick auf die syntaktische Kombinatorik.

Noch deutlicher wird dieser Interpretationsbefund in dem folgenden Passus:

„Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebenso wenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall seyn“³⁰.

Hier wird die Unendlichkeit der Welt, die andernorts als der „Inbegriff alles Denkbaren“³¹ bezeichnet wird, explizit der Unendlichkeit sprachlicher Hervorbringungen gegenübergestellt. Sowohl auf Seiten der Sprache als auch auf Seiten der Welt werden zwei Dinge unterschieden, nämlich die Elemente und die von diesen Elementen gebildeten Verbindungen. Der Stoff des Denkens wird, indem er sich sprachlich in das Eigentum des Geistes verwandelt, zur Menge des zu Bezeichnenden, während die Verbindungen des Denkstoffes in eben diesem Prozess zur Menge des zu Verknüpfenden werden. Beides kann nicht erschöpft werden, gehört also in den Bereich der – aussersprachlichen wie sprachlichen – Unendlichkeit.

In Bezug auf die Sprache kann also festgehalten werden, dass Humboldt zwei Dimensionen der Kreativität annimmt, eine zweifache Unendlichkeit, nämlich die Bereiche der Bezeichnung und der Verknüpfung oder, wie es an anderer Stelle heisst, der Begriffsbildung und der Redefügung³². Humboldt hebt eine semantische von einer syntaktischen Kreativität ab, nicht im Sinne eines starren Dualismus, wohl aber als zwei deutlich voneinander geschiedene Dimensionen derselben Grundkategorie.

Chomsky hat bei seiner Neuinterpretation des Humboldt'schen Kreativitätsbegriffes diese Dualität unterschlagen, indem er nur eine der beiden Dimensionen gesehen hat: die syntaktische. Eine solche Reduktion des Humboldt'schen Ansatzes ist nun keineswegs als Beleg für schlechte Philologenarbeit (oder gar mangelhafte Deutschkenntnisse³³) interessant: es dreht sich nicht darum, um der Historie willen historische Fehldeutungen anzuprangern; vielmehr ist die Amputation von Humboldts Sprachtheorie symptomatisch für fundamentale Unzulänglichkeiten des generativistischen Ansatzes. Ein Modell, das die syntaktischen Regelmechanismen einseitig und ausschliesslich in den Mittelpunkt der Sprachbetrachtung rückt, ist vom Grundansatz her ausserstande, die fundamentalen Eigenschaften der Semantik adäquat zu beschreiben. Es war ein entscheidendes Verdienst Chomskys und seiner Schule, den Begriff der sprachlichen Kreativität thematisiert zu haben³⁴. Indessen genügt es nicht, die Kreativität ausschliesslich syntaktisch zu sehen und so den unendlichen Gebrauch endlicher Mittel auf die vielgestaltige Kombinatorik von Elementen zu reduzieren. Es widerspricht unmittelbarer Intuition auch des naiven Sprachbenutzers, wenn, diesem Modell entsprechend, die Bezogenheit der sprachlichen Elemente auf die „Welt“, auf das Aussersprachliche, als Appendix behandelt und, als „interpretative Komponente“, an den Rand abgeschoben wird. Im Grunde sind, bei der

Annahme eines solchen Ansatzes, alle nachträglichen Versuche, die Semantizität sprachlicher Elemente doch noch in das Beschreibungsmodell einzubauen, kosmetische Operationen, welche die fundamentale Disparität des Ansatzes nur verschleiern, nicht jedoch beheben können. Die Semantik erscheint als etwas Aufgepfropftes, der Syntax nachträglich Hinzugefügtes, das deren absolutem Primat keinerlei Abbruch tut.

Die Unzulänglichkeit dieses Ansatzes wird besonders deutlich, wo explizite Versuche zur Einbeziehung der Semantik unternommen worden sind³⁵. In diesen Versuchen manifestiert sich eine eigentümliche Spaltung in dem Bild, das man sich von der Sprache macht. Der Begriff der Kreativität bleibt strikt dem Bereich der Kombinatorik vorbehalten, während die zu kombinierenden Elemente selbst völlig statisch gesehen werden, als ein für allemal festgelegte, in sich geschlossene und voneinander abgegrenzte Einheiten. Eine dynamische Betrachtungsweise spielt im Zusammenhang mit der Behandlung semantischer Fragestellungen nur insoweit eine Rolle, als die (dynamisch-generativ gesehene) Kombination der Elemente deren Desambiguierung, das heisst, die durch syntaktische Zwänge automatisch ausgelöste Auswahl aus einem starren, unveränderlich vorgegebenen Arsenal von Lesarten, ermöglicht; es wird aber keinerlei Versuch unternommen, den Begriff der Kreativität auf die Verwendungsweise und Beschaffenheit dieses Arsenal selbst anzuwenden³⁶. Die Lesarten werden als gegebene Tatsachen hingenommen und sodann ihr syntaktisches Verhalten untersucht; der spezifisch generativistische Ansatz, nämlich die Perspektive der sprachlichen Kreativität, ist nicht auf die Beschreibung der Inhaltsseite der Sprache bezogen worden.

Nun ist dies allerdings ein Vorwurf, der sich nicht nur an die Adresse der Generativen Transformationsgrammatik mit interpretativer Semantikkomponente, sondern *mutatis mutandis* auch gegen die meisten Richtungen der Semantikforschung innerhalb des europäischen Strukturalismus richten lässt. Letzten Endes basieren sowohl die strukturalistischen als auch die generativistischen Semantiktheorien auf derselben Grundvoraussetzung, nämlich auf der Annahme, dass sich Bedeutungsstruktur mit Hilfe von Komponentenanalyse adäquat und hinreichend beschreiben lasse³⁷. Identisch ist in beiden Fällen die statische Grundauffassung.

Inwieweit derselbe Vorwurf auch für die sogenannte Generative Semantik gilt, ist eine Frage, der ich an dieser Stelle genauer nachgehen weder kann noch will. Nur so viel sei gesagt: meiner Auffassung nach bleibt auch dieser Ansatz genau in dem Masse unzulänglich, wie er die Einzelwortsemantik primär von einem syntaktischen Standpunkt aus betrachtet: die semantische Komponente auch der Generativen Semantik ist nur insofern generativ, als sie der Erzeugung von Sätzen bzw. Äusserungen zugrundeliegt³⁸.

Die durch Chomsky initiierte Wende der Linguistik, die Dynamisierung des Sprachmodells, welche den Immobilismus des klassischen Strukturalismus aufgebrochen hat, lässt paradoxerweise gerade den Bereich der Bedeutungs-

funktion ausser Betracht. Die Dynamisierung der Semantik findet nicht statt. Und doch soll, laut Humboldt, der Begriff der Sprachform, den Chomsky mit dem der generativen Grammatik gleichsetzt, gerade auch „auf die Bildung der Grundwörter selbst“ angewandt werden, „wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll“³⁹. Zu fordern ist also eine Theorie, welche den Begriff der Kreativität auch auf die Semantik bezieht und es so erlaubt, die Unzulänglichkeiten sowohl des Generativismus als auch des Strukturalismus zu überwinden⁴⁰. Es gilt, die Ergebnisse strukturalistischer Bedeutungsbeschreibungen in eine kreativistische Perspektive zu stellen oder, anders gesagt, von einem generativistischen Ansatz aus die Semantik in den Griff zu bekommen – auf die Gefahr hin, dass bei diesem Unterfangen sowohl Strukturalismus als auch Generativismus ihr Gesicht wesentlich verändern.

Lassen Sie mich an dieser Stelle ein letztes Mal Wilhelm von Humboldt zitieren:

„[Die Seele] muß das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu“⁴¹. ... Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschließlich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugniß und Wiedererzeugniß des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens und endlich im täglichen Gebrauche der Rede“⁴².

Es ist hier nicht möglich, die reichen Implikationen dieses Zitates darzulegen, insbesondere, was das mit der Kreativität unmittelbar zusammenhängende Problem der Historizität der Sprache betrifft. Ich möchte an dieser Stelle lediglich versuchen, die Richtung anzudeuten, in welche meiner Auffassung nach eine unverkürzte, die Semantik mit einbeziehende Theorie der sprachlichen Kreativität zu gehen hätte. Es ist unmittelbar evident, dass ein solcher Ausblick zum gegenwärtigen Zeitpunkt vorläufig und skizzenhaft sein muss.

3. Die Neulektüre von Humboldt hatte ergeben, dass die Ansätze zu einer generativistischen Semantiktheorie ebenso wie diejenigen des Strukturalismus aufgrund ihrer Statik unzureichend sind; sie erlauben es unter anderem nicht, die Ontogenese des Zeichenerwerbs adäquat zu beschreiben. Das Erlernen von Bedeutungen im primären Spracherwerb erfolgt immer operational, das heisst, der Lernende wird mit dem Gebrauch des Zeichens konfrontiert und nähert sich diesem Gebrauch durch aktiven, kreativen Gebrauch seinerseits an⁴³. Das sprachliche Zeichen hat von daher gesehen nicht den Charakter eines syste-

matisch aufgebauten, in sich abgeschlossenen Gebildes, sondern den eines offenen Instruktionsprogramms⁴⁴. Offen ist ein solches Programm deswegen, weil es den aus ihm sich ergebenden Anwendungen zwar die Richtung, nicht jedoch die Grenzen vorschreibt. Das Wesen des sprachlichen Begriffs ist nicht seine *definitio*, seine Eingrenzung und Begrenzung auf ein für allemal festgeschriebene Merkmale; entscheidend ist vielmehr seine unbegrenzte Potentialität für die Bezeichnung einer unendlichen Vielfalt von Erscheinungen. Das Wort ist eine Instruktion, eine Anweisung zu kreativem sprachlichem Handeln, nicht eine beziehungslose Ansammlung von in sich festgelegten Einzelbedeutungen und Bedeutungskomponenten.

Diese allgemeine Aussage gilt nun auf mehreren Ebenen und hat dort jeweils unterschiedliche Implikationen. Sie gilt zunächst in bezug auf die einfache Referenz eines Wortes in seiner als nicht-abgeleitet geltenden Grundbedeutung. Man kann mit einem „Wort“, nehmen wir Saussures oft herangezogenen „arbre“, eine unendliche Menge von Gegenständen, nämlich „Bäumen“, bezeichnen, die alle unter diesen Begriff subsumierbar sind. In jedem einzelnen dieser unendlich vielen Benennungsakte (unendlich im strengen Sinn, da der Horizont der Zeit zur Zukunft hin offen ist) liegt eine Transzendierung der Klasse der bislang mit diesem Begriff bezeichneten Denotate vor, ein aktiver, kreativer Ausgriff auf das noch nicht in dieser Weise Bezeichnete, eine Extrapolation, Erweiterung, Übertragung von der bis zum gegebenen Zeitpunkt t gültigen extensionalen Klasse des Begriffs auf eine neue Klasse, die ihrerseits bis t' gilt.

Man kann noch weiter gehen. Streng genommen ist auch jede neu erfolgte Benennung eines bereits benannten Denotats eine solche Erweiterung, denn kein Objekt ist zu zwei verschiedenen Zeitpunkten völlig mit sich selbst identisch. In den Worten des Heraklit: μ μ ⁴⁵ „zweimal ist es nicht möglich, in denselben Fluss hineinzugehen“: bereits indem ich denselben Fluss zweimal hintereinander als μ bezeichne, transzendiere ich die Klasse der bisherigen Denotate von μ . In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach der Objektkonstanz, deren Ontogenese von Piaget so meisterhaft erforscht worden ist⁴⁶, doch kann den Implikationen dieses Problems hier nicht weiter nachgegangen werden.

Ich schlage vor, den Vorgang des Überschreitens einer gegebenen Denotat-Klasse als „extensionale Übertragung“ zu bezeichnen. Extensionale Übertragung liegt gemäss dieser Definition jedesmal bereits dann vor, wenn mit Hilfe eines sprachlichen Zeichens auf ein Denotat referiert wird, das bis dahin noch nicht damit bezeichnet worden ist, also *de facto* in jedem Akt sinnvoller Verwendung eines bedeutungstragenden sprachlichen Elements. Sie ist in diesem Sinne der gewöhnlichste und elementarste im Zusammenhang mit der Verwendung von Sprache feststellbare Prozess. Der Terminus scheint also einen nahezu trivialen Sachverhalt zu bezeichnen; doch zeigt sich bei näherem Zusehen, dass

er so trivial keineswegs ist. Die Konsequenzen aus dieser Betrachtungsweise sind unabsehbar.

Die in jedem sprachlichen Zeichen angelegte Potentialität unendlicher extensionaler Übertragung ist Bedingung der Möglichkeit semantisch kreativer Sprachverwendung. Die extensionale Übertragung ist das Fundamentalprinzip, mittels dessen der unbegrenzte Gebrauch eines begrenzten Korpus von Zeichen überhaupt erst ermöglicht wird. Sie liegt in letzter Instanz auch allen spezifischeren, weniger trivial scheinenden Formen semantischer Kreativität zugrunde, von denen sogleich noch die Rede sein wird. Eine Klärung des Vorgangs der extensionalen Übertragung ist fundamental auch für das Verständnis der Historizität der Sprache.

Das einen Begriff konstituierende Instruktionsprogramm wird ontogenetisch erworben in einem Versuch-und-Irrtum-Verfahren, mittels dessen das die Sprache erlernende Kind sich an das vollständige Regelprogramm durch eigene, immer weiter vervollkommnete Entwürfe annähert. Das Ziel ist erreicht, wenn es die Instruktion so weit internalisiert hat, dass es den Begriff auf eine potentiell unendliche Zahl von Objekten fehlerfrei anzuwenden vermag, mit anderen Worten, wenn es eine Intension erworben hat, die es ihm erlaubt, extensionale Übertragungen ohne Abweichung von der sozial instituierten Sprachnorm vorzunehmen. Die Intension eines Begriffes ist demnach aufzufassen als ein kreativ anwendbarer Regelmechanismus, dem ontologisch der Status einer sozialen Norm zukommt. In diesem Sinne ist jede, auch die trivialste Verwendung eines Begriffes ein Akt regelgesteuerter Kreativität.

Nun hätte es allerdings nicht erst der kritischen Hinweise eines Karl Otto Apel⁴¹ bedurft, um den Blick darauf zu lenken, dass in der generativistischen Gleichsetzung von Sprachregeln und Naturgesetzen mehr als nur ein methodologischer faux-pas liegt: Regularitäten natürlicher Sprachen sind, eben aufgrund ihres soeben charakterisierten ontologischen Status, stets veränderbar; in ihrer permanenten Transzendierbarkeit liegt geradezu ihr Wesen begründet. Es ist also stets möglich, die Intension eines Begriffes in einem Akt regeldurchbrechender Kreativität zu transzendieren. Dies ist umso eher möglich, als wir ja soeben die Offenheit für immer neue Inhalte als eine fundamentale Eigenschaft des sprachlichen Zeichens erkannt haben. Mit anderen Worten, regeldurchbrechender Zeichengebrauch hat mit regelgesteuertem ein fundamentales Charakteristikum gemeinsam: er ist kreativ. Extensionale und intensionale Übertragung unterscheiden sich nur graduell, nicht grundsätzlich.

Dieses Grundsätzliche ist bestimmt durch die dem Menschen, dem einzelnen wie der Gemeinschaft, permanent gestellte Aufgabe, die Welt in Sprache umzuformen und sprachlich immer neue Realitäten zu erfassen. Die Bewältigung der Welt, des Unendlichen, mit Hilfe des endlichen Vorrats sprachlicher Zeichen wird möglich dadurch, dass jeder Begriff von seinem Ursprung her eine μ darstellt, eine Potenz, übertragen zu werde und dabei sich selbst, das heisst, die eigenen bisherigen Übertragungen, in immer neuen

Übertragungen zu transzendieren, seien diese nun regelentsprechend oder regeldurchbrechend. Dieser Prozess kommt nie an ein Ende, und jede Betrachtungsweise, die den einmal erreichten Stand statisch inventarisieren und festschreiben möchte, missachtet das energetische Wesen der Sprache, das sich aus ihrem permanenten Gefordertsein zur Weltbewältigung zwangsläufig ergibt.

Die Durchbrechung des intensionalen Regelprogramms, die ich als intensionale Übertragung bezeichnet habe, kann in diachronischer Perspektive zu einer Veränderung der Intension führen, nämlich immer dann, wenn die zunächst einmalige Regeldurchbrechung sich ausbreitet und sich schliesslich als neue soziale Norm instituiert. Regeldurchbrechende kann so im gegebenen Fall zu regelverändernder Kreativität werden⁴⁸.

An dieser Stelle wird deutlich, wie die hier vorgeschlagene Begrifflichkeit mit traditionellen Bezeichnungsweisen in Beziehung zu setzen ist. Regelverändernde Kreativität im Zeichengebrauch, verstanden als der diachronische Prozess der sozialen Instituiierung einer intensionalen Übertragung, entspricht dem, was herkömmlich als „Bedeutungswandel“ etikettiert wird. Die einmalig bleibende, individuelle intensionale Übertragung ist unter anderem das, was seit der Antike als „Metapher“ (also „Über-Tragung“) bezeichnet und beschrieben worden ist.

Im Gegensatz zu diesen beiden Aspekten regeldurchbrechender Kreativität, nämlich der Diachronie und Synchronie der intensionalen Übertragung, ist die regelgesteuerte Kreativität in bezug auf die Zeichenverwendung bislang noch nicht hinreichend thematisiert worden: die Tatsache, dass auch trivialer Zeichengebrauch eine kreative Tätigkeit ist, hat in der Sprachwissenschaft noch nicht die gebührende Beachtung erfahren. Zu fordern ist daher eine Semantik, die „generativ“ im wirklichen Sinne des Wortes ist, das heisst eine Theorie, welche dem energetischen Wesen der Sprache auch in bezug auf die „Bildung der Grundwörter selbst“ Rechnung trägt. Nur unter Einbeziehung einer entsprechend umgestalteten Semantik wird es möglich sein, die generativistische Leitfrage umfassend zu beantworten.

Kehren wir zur Zusammenfassung nochmals zu dieser Leitfrage zurück: wie gelingt es der Sprache als einem endlichen Organon, des Unendlichen, das die Welt ist, Herr zu werden? Eines der Mittel, die zu unendlichem Gebrauch endlicher Mittel führen, ist von den generativistisch orientierten Grammatiken richtig erkannt und eingehend beschrieben worden: die unbegrenzten Möglichkeiten der Kombinatorik in der Verbindung sprachlicher Zeichen zu immer grösseren Einheiten. Ein zweites Mittel, nicht minder fundamental, ist bislang noch kaum unter dem Aspekt der Kreativität untersucht worden: die unbegrenzten Möglichkeiten der Übertragung sprachlicher Zeichen auf immer neue Denotanda. Die Unendlichkeit der Sprache hat zwei Dimensionen, zwei Achsen. Sie lässt sich weder auf blinde Kombinatorik noch auf eindimensionale, vorprogrammierte Stimulus-Response-Reaktion reduzieren. Menschliche Sprache ist aktiver, kreativer Ausgriff auf die Wirklichkeit mittels der beiden

ineinander greifenden und doch deutlich voneinander geschiedenen Dimensionen von Begriff und Text. Sprachliche Kreativität realisiert sich auf den beiden komplementären Achsen von Denotation und Kombination, von Konzeptualität und Textualität. Beide Achsen zusammen konstituieren die zweifache Unendlichkeit der Sprache.

4. Ich möchte es mir nicht versagen, zum Abschluss noch eine kurze Anmerkung zu dem cartesianischen Thema der Sprache als Spezifikum des Menschen im Unterschied zu Tier und Automat anzufügen, nicht im Sinne einer ausgeführten Theorie, als vielmehr im Sinne eines *amusement philosophique* in einer Tradition, in der etwa auch das von Chomsky zitierte⁴⁹, von Keith Percival genauer untersuchte⁵⁰ *Amusement philosophique sur le langage des bestes* des Père Bougeant aus dem Jahre 1739 steht.

Descartes vergleicht die menschliche Sprache mit den rudimentären Formen tierischer Kommunikation und mit den Hervorbringungen eines im Gedankenexperiment konstruierten Automaten. Er kann aufgrund seiner Theorie nicht anders, als beide Erscheinungsformen nicht-menschlicher „Sprache“ einander gleichzusetzen. Im Lichte der vorgetragenen Auffassungen muss man hier jedoch, so glaube ich, differenzieren.

Tierische Sprache⁵¹ hat Bedeutung, sie drückt etwas aus, bezieht sich auf potentiell unendliche Klassen von Denotaten in der Wirklichkeit, auch wenn man es Descartes konzедieren wird, dass es sich hierbei nur um einen *impetus naturalis*, nicht aber um eine *cogitatio* handelt⁵²: ein Warnruf fungiert als konventionalisiertes Zeichen zur Bezugnahme auf immer neu sich darbietende Situationen, denen das gemeinsame Merkmal der „Gefährlichkeit“ eignet. Es ist jedoch keine selbständige Verknüpfung einzelner Zeichen zu höheren Einheiten, keine Kombinatorik zu beobachten; es bleibt bei eingliedrigem, in sich nicht artikulierten Signalen. Die Formen tierischer Sprache weisen zwar, um mit Sebeok zu sprechen⁵³, μ Semiose, Zeichenbildung auf; sie entbehren jedoch der Syntax.

Im Gegensatz dazu ist die „sprachliche“ Hervorbringung eines Automaten, etwa eines Computers (der ja keineswegs identisch ist mit dem von Corde-moy imaginierten System von Röhren und Federn⁵⁴!), gekennzeichnet durch eine enorme syntaktische Kapazität. Die Menge von Äusserungen einer elektronischen Datenverarbeitungsanlage ist eine im striktesten Sinne unendliche Menge grammatisch wohlgeformter Gebilde, die jedoch *a priori* keinerlei semantischen Bezug aufweisen. Die kreative Tätigkeit eines Computers beschränkt sich auf die gewissen Regeln folgende Kombinatorik von Elementen, die für ihn selbst absolut nichts bedeuten. (Das ist übrigens auch der Grund, weshalb er keinerlei Notwendigkeit empfindet, die ihm gesetzten Regeln kreativ zu durchbrechen!) Wenn eine denotative Bezugnahme des Outputs auf Wirklichkeit vorgenommen wird, dann ausschliesslich durch den Menschen, der sich der Maschine bedient. Erst der Mensch am Terminal verleiht dem Output einen

Sinn, indem er ihn in Akten extensionaler Übertragung auf Sachverhalte bezieht und so „inhaltlich füllt“. Er verkörpert, um im Jargon Chomskys zu bleiben, sozusagen die interpretative Komponente des Grammatik-Algorithmus, dessen syntaktische Basis die Maschine liefert.

Es ist bezeichnend, dass gerade Chomsky, der unter Berufung auf Descartes gegen die Reduktion der Sprache des Menschen auf papageienhaftes Plappern mit Recht zu Felde zieht, ständig in Gefahr steht, in den umgekehrten Fehler einer Reduktion sprachlicher Kreativität auf Computer-Programmatur zu fallen. Die Beschreibung menschlichen Sprechens als der kreativen Tätigkeit der Umwandlung von Welt in das Eigentum des Geistes lässt sich weder auf die eine noch auf die andere Weise verkürzen. Sprache ist weder mit der amorph-eingliedrigen Designation stets wechselnder Sachverhalte gleichzusetzen, welche den tierischen Schrei kennzeichnet, noch ist sie identisch mit der blinden Kombinatorik eines Algorithmus, der es ihm erlauben würde, zwar unendlich viele, aber bedeutungslose Sätze zu produzieren. Erst die Verbindung der beiden kreativen Komponenten, das untrennbare Ineinandergreifen von Konzeptualität und Textualität, ermöglicht menschliche Sprache im eigentlichen Sinn.

ANMERKUNGEN

- * Diese Arbeit ist der um die Anmerkungen erweiterte Text der am 14.6.1978 in der Alten Aula in Heidelberg gehaltenen Antrittsvorlesung des Verfassers als Privatdozent.
1. Cf. beispielsweise A. Gehlen, *Der Mensch*, Frankfurt/M. ⁸1966; M. Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, Bern ⁷1966; H. Plessner, *Philosophische Anthropologie*, Frankfurt/M. 1970.
 2. „Paradigma“ im Sinne von Th. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, Chicago 1962. Der Begriff ist besonders von E. Koerner (“Towards a Historiography of Linguistics. 19th and 20th Century Paradigms”, in H. Parret (ed.), *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*, Berlin-New York 1976, 685-718) auf die Geschichte der Sprachwissenschaft angewendet worden. Cf. auch W. Oesterreicher, „Paradigma und Paradigmawechsel: Th. S. Kuhn“, in *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 3 (1977).
 3. N. Chomsky, *Cartesian Linguistics. A Chapter in the History of Rationalistic Thought*, New York-London 1966. Zitiert nach der deutschen Ausgabe von R. Kruse, *Cartesiansche Linguistik. Ein Kapitel in der Geschichte des Rationalismus*, Tübingen 1971 (CL).
 4. Es war bis vor relativ kurzer Zeit eine *communis opinio*, die sprachwissenschaftliche Tradition vor dem Aufkommen der historisch-vergleichenden Methode als „vorwissenschaftlich“ abzutun; cf. I. Monreal-Wickert, *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der grossen französischen Enzyklopädie*, Tübingen 1977, 11-15.
 5. Aus der Fülle der Symptome, die für dieses wiedererwachte Interesse kennzeichnend sind, verweise ich hier nur auf die folgenden: das fast gleichzeitige Erscheinen des erwähnten Sammelbandes von Parret und des 13. Bandes von *Current Trends in Linguistics* von T. Sebeok, welcher die *Historiography of Linguistics* zum Thema hat; die Gründung einer Zeitschrift mit Beiheftreihe, die ausschliesslich der Geschichte der Sprachwissenschaft gewidmet ist (*Historiographia Linguistica; Studies in the History of Linguistics*); die Einrichtung einer entsprechenden Plenarveranstaltung auf dem 12. Internationalen Linguistenkongress 1977 in Wien.
 6. Cf. beispielsweise R. L. Hannaford, „Animadversions on Some Recent Speculations Concerning the Contemporary Significance of ‘Cartesian Linguistics’“, *Actes du X^e Congrès International des Linguistes*, Bucarest 1970, II, 247-254; A. Joly, „Cartésianisme et linguistique cartésienne; mythe ou réalité?“, *Beiträge zur romanischen Philologie* 11 (1972), 86-94; C. Hagège, *La grammaire générative. Réflexions critiques*, Paris 1976, 70-72. Cf. auch die eher sarkastischen Bemerkungen in G. Gusdorf, *L’avènement des sciences humaines au siècle des lumières*, Paris 1973, 197-200.

7. CL 4. In ähnlicher Weise rechtfertigt Chomsky sein Vorgehen in N. Chomsky, *Dialogues avec Mitsou Ronat*, Paris 1977, 94.
8. Von Chomsky werden angeführt ein Brief an Newcastle von 1646 und an Henry Moore von 1649 (CL 9-11); besonders beachtenswert ist ausserdem ein von Chomsky nicht erwähnter Brief an Mersenne vom 20.11.1629 (Ed. Pléiade 911-915), in dem Descartes zu dem später so leidenschaftlich debattierten Problem einer Universalsprache bzw. Universalschrift ausführlich Stellung nimmt.
9. Ed. Pléiade, 163-166.
10. ebd., 165.
11. Cf. I. Monreal-Wickert, op. cit., 28.
13. Dasselbe gilt übrigens auch, wenn man das Werk jenes Cartesianers vergleicht, der dem von Descartes selbst nur skizzierten Sprachproblem (Sainte-Beuve: „une branche du Cartésianisme que Descartes n'avait pas lui-même poussée“) eine eigene Abhandlung gewidmet hat: den *Discours physique de la parole* von Cordemoy von 1666. Die bei Descartes in erster Linie anthropologisch verstandene Frage nach den Manifestationen des Verstandes als eines Wesensmerkmals des Menschen wird bei Cordemoy zu dem allgemeinen Problem des Anderen, zu der Frage nach der Zugänglichkeit oder Unerkennbarkeit des Fremdverstandes. Die Fragestellung lautet: wie kann ich wissen, ob diese von mir wahrgenommenen „Menschen-Maschinen“ mit demselben Geist ausgestattet sind wie ich selbst? Die Antwort lautet natürlich: durch die Sprache, genauer, durch den kreativen Gebrauch, den jene „Menschen-Maschinen“ ebenso wie ich von der Sprache machen. Auch bei Cordemoy ist also die Kreativität nicht so sehr Thema als vielmehr Beweisstück in einem Argumentationsgefüge, das anderen Fragestellungen gewidmet ist.
13. Über Humboldt in der gegenwärtigen Diskussion informiert umfassend L. Heilmann (ed.), *Wilhelm von Humboldt nella cultura contemporanea*, Bologna 1976.
14. E. Coseriu, „Semantik, innere Sprachform und Tiefenstruktur“, in *Sprache, Strukturen und Funktionen*, Tübingen 1970, 213-224, besonders 215.
15. Hierauf haben die Rezensenten (cf. die Zusammenstellung von Brekle in dem erwähnten 13. Band von CTL) so nachdrücklich hingewiesen, dass sich an dieser Stelle eine erneute Behandlung erübrigt.
16. CL 27, Anm. 30.
17. Cf. z. B. N.Chomsky, *Current Issues in Linguistic Theory*, The Hague-Paris 1964, 17 ff.
18. Aus der kaum überschaubaren Fülle von Literatur zu diesem Begriff verweise ich nur auf zwei frühe Arbeiten: W. Porzig, „Der Begriff der inneren Sprachform“, *IF* 41 (1923), 150-169; L. Weisgerber, „Das Problem der inneren Sprachform und seine Bedeutung für die deutsche Sprache“, *GRM* 14 (1926).

19. Mit dieser Auffassung unterscheide ich mich bewusst von der Mehrzahl der Kritiker Chomskys, die gerade die Parallelisierung der ‚inneren Sprachform‘ und der ‚Generativität‘ grundsätzlich ablehnen; cf. hierzu ausser dem erwähnten Aufsatz von Coseriu besonders H. Baumann, „Die generative Grammatik und Wilhelm von Humboldt“, *Poetica* I (1911), 1-12; G. Ramišvili, „K voprosu o vnutrennej forme jazyka (sintez i poroždenije)“, *Actes du X^e Congrès International des Linguistes*, Bucarest 1969, I, 257-259. Meiner Ansicht nach übersehen solche Kritiken die bei aller Verschiedenheit dennoch gegebene Gleichheit des energetischen Grundansatzes bei Humboldt und Chomsky.
20. W. v. Humboldt, *Werke in fünf Bänden*, Band III: *Schriften zur Sprachphilosophie*, Darmstadt 1963, 477 (HW).
21. N. Chomsky, *Aspects of the Theory of Syntax*, Cambridge/Mass. 1965, V.
22. Diese Frage ist ausführlich thematisiert in H. Weydt, *Noam Chomskys Werk. Kritik – Kommentar – Bibliographie*, Tübingen 1976, 56-76, besonders 58-62.
23. M. Bierwisch, „Strukturalismus, Geschichte, Probleme, Methoden“, *Kursbuch* 5 (1966), 77-152, besonders 105f.
24. Es muss allerdings daran erinnert werden, dass man schon mit relativ wenigen Elementen pro Satz zu so grossen Zahlen kommt, dass es für praktische Zwecke durchaus zulässig sein mag, von ‚unendlich vielen‘ in einer Sprache möglichen Sätzen zu sprechen. Nur ist eine solche ‚praktische‘ Unendlichkeit eben keine ‚Unendlichkeit im streng mathematischen Sinne‘ (Bierwisch)!
25. L. Hjelmslev, *Prolegomena to a Theory of Language*, Madison 1961, 16.
26. HW, 421.
27. Die Stelle wird in Chomsky, *Current Issues*, 18, zwar zitiert, jedoch ohne dass Folgerungen daraus gezogen würden; in CL wird sie (bewusst?) unterschlagen.
28. Immerhin sei angemerkt, dass diese Ebene in einer anderen ‚generativen Grammatik‘, dem generativ-applikativen Modell von Šaumjan, ausführlich thematisiert worden ist. Cf. S. Šaumjan, *Strukturelle Linguistik*, München 1971, 264-280. Das Problem hat historische und systematische Implikationen (cf. die *modi significandi* der mittelalterlichen Sprachtheorie; oder die normativen Begrenzungen der Kapazität von Wortbildungsmechanismen), denen an dieser Stelle nicht nachgegangen werden kann.
29. HW, 425.
30. HW, 436.
31. S.o.S.8.
32. HW, 467 f.
33. Cf. Weydt, op. cit., 71.

- 31 Dies sei gegenüber denjenigen Kritikern festgehalten, die auf „generativistische“ Äusserungen in der europäischen Linguistik vor Chomsky verweisen. Zwar ist es zweifellos berechtigt, wenn Weydt, op. cit., 63-74, auf entsprechende Passagen bei Bühler, Hjelmslev und Martinet hinweist (man könnte dieser Liste u. a. noch Benveniste, Lévi-Strauss und sogar Saussure hinzufügen; cf. N. Ruwet, *Introduction à la grammaire générative*, Paris 1967, 374; P. Wunderli, „Saussure und die Kreativität“, *VH* 33 (1974), 1-31); nichtsdestoweniger wird man nicht behaupten können, dass bei all diesen Autoren die Kreativität des Sprachgebrauchs im Zentrum ihrer jeweiligen Theorien gestanden hätte. Die gelegentlichen Hinweise im europäischen Strukturalismus sind etwas Anderes als die explizite Thematisierung bei Chomsky.
35. Der erste Ansatz zu einer solchen Einbeziehung, J. Katz / J. Fodor, „The Structure of a Semantic Theory“, *Language* 39 (1963), 170-210, ist in späteren Arbeiten zwar modifiziert, nie jedoch grundsätzlich in Frage gestellt worden.
36. In dieselbe Richtung zielt auch die Kritik am Katz / Fodor'schen Ansatz von D. Bolinger, „The Atomization of Meaning“, *Language* 11 (1965), 555-573 (deutsch in L. Antal (ed.), *Aspekte der Semantik. Zu ihrer Theorie und Geschichte 1662-1970*, Frankfurt/M. 1972, 241-267, besonders 257f.).
37. Damit soll der Wert der Komponentenanalyse für bestimmte Zwecke nicht bestritten werden; dieser Wert darf jedoch nicht absolut gesetzt werden: Bedeutung *ist* nicht eine Anhäufung von Merkmalen, schon aus dem einfachen Grund nicht, weil ein Ganzes mehr ist als die Summe seiner Teile. Cf. H. Gauger, „Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik“, *LB* 1 (1969), 1-18, besonders 11.
38. Diese Kritik deckt sich im wesentlichen mit derjenigen von M. Immler, *Generative Syntax – Generative Semantik*, München 1974, 215. („Die Theorie der Generativen Semantik ist keine Semantiktheorie.“)
39. Auf die fundamentale Unzulänglichkeit einer Sprachtheorie, welche die Wortsemantik der Syntax unter- oder nachordnet, hat Gauger wiederholt hingewiesen; cf. ausser dem soeben angeführten Aufsatz *Sprachbewusstsein und Sprachwissenschaft*, München 1976, 31-33 und 108ff. Gauger insistiert zu Recht darauf, dass jede Kombinatorik die zu kombinierenden Elemente voraussetzt, nicht umgekehrt.
40. Bezeichnenderweise finden sich exzellente, empirisch fundierte Ansätze zu einer solchen Theorie gerade ausserhalb der Linguistik im engeren Sinne: E. Lenneberg entwickelt in *Biological Foundations of Language*, New York 1967 (zitiert nach der deutschen Ausgabe *Biologische Grundlagen der Sprache*, Frankfurt/M. 1972), 401-451, eine „biologische Konzeption der Semantik“, in der das menschliche *Benennen* als eine fundamental kreative, energetische, prozessuale Tätigkeit aufgefasst wird: „Wörter

bezeichnen ... die Prozesse des kognitiven Umgangs einer Art mit ihrer Umwelt“ (407). Man vergleiche mit dieser wirklich „generativistischen“ Semantiktheorie eines Biologen und Psychologen die in demselben Band abgedruckten, mageren Bemerkungen des Linguisten Chomsky über „Die Struktur der semantischen Komponente“, in denen von Semantik keine, von Syntax dagegen umso mehr die Rede ist (509-513).

41. HW, 479.
42. HW, 480.
43. Cf. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt/M. 1967. Auf diesem Punkt hat Chomsky zu Recht besonders insistiert. Allerdings neigt er andererseits dazu, den Anteil des nachahmenden Übens beim primären Spracherwerb zu unterschätzen: das an das Kind herangetragene sprachliche Primärmaterial ist keineswegs so geringfügig und unvollkommen, wie Chomsky oft behauptet hat. Einen hilfreichen Ansatz bietet auch hier die Theorie Lennebergs, insbesondere der von ihm entwickelte Begriff der „Resonanz“ (op. cit., 460 ff.).
44. Eine auf dem Begriff der „Instruktion“ basierende Semantiktheorie hat namentlich S. Schmidt entwickelt (*Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*, München ²1976, 53 ff.). Cf. auch J. Trabant, *Elemente der Semiotik*, München 1976, 71 ff.
45. G. Burckhardt (ed.), *Heraklit*, Frankfurt/M. 1957, 18.
46. Cf. beispielsweise J. Piaget, *La construction du réel chez l'enfant*, Neuchâtel 1967. S. auch H. Hörmann, *Meinen und Verstehen*, Frankfurt/M. 1978, 347 ff.
47. K. O. Apel, „Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart - Eine wissenschaftstheoretische Fallstudie“, *Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache*, Mannheim 1972; wieder in K. O. Apel, *Transformation der Philosophie*, Band 2: *Das Apriori der Kommunikationsgemeinschaft*, Frankfurt/M. 1973 ; und in B. Schlieben-Lange (ed.), *Sprachtheorie*, Hamburg 1975.
48. Hierin ist eine Kritik an der simplifizierenden Chomsky'schen Dichotomie von *rule-governed* und *rule-changing creativity* (cf. *Current Issues*, op. cit., 22f.) impliziert, einer Dichotomie, die sich aus Chomskys ahistorischer Grundeinstellung ergibt.
49. CL, 14.
50. W. Keith Percival, „Chomsky on Bougeant and Animal Communication“, *Beitrag zum 12. Internationalen Linguistenkongress Wien 1977*.
51. Cf. allgemein T. Sebeok, *Animal Communication*, Bloomington 1968.
52. CL, 10.
53. T. Sebeok, „Semiotics and Ethology“, *Beitrag zum 12. Internationalen Linguistenkongress Wien 1977*. Es ist eindeutig, dass Semiose in dem hier entwickelten, „generativistischen“ Sinne auch bei den von den Schimpansen Sarah und Washoe erworbenen Fähigkeiten vorliegt (cf. D. Premack,

„Preparations for Discussing Behaviorism with Chimpanzee“, in F. Smith/G. Miller (eds.), *The Genesis of Language*, Cambridge 1966, 295-335; R. & B. Gardner, „Teaching Sign Language to a Chimpanzee“, *Science* 165 (1969), 664-675; s. auch H. Hörmann, op. cit., 342). Darüber hinaus scheint es allerdings, dass die erwähnten Primaten auch eine rudimentäre Syntax zu erwerben imstande sind; es ist evident, dass im Lichte der Evolutionstheorie der Unterschied Tier – Mensch nicht mehr, wie noch bei Descartes, als starrer, unüberbrückbarer Dualismus erscheinen kann. Dies ist jedoch kein Gegenargument gegen die hier vorgetragene These.

54. Cf. Cordemoy, op.cit., 8.